

„Geht und entzündet alles!“

200 Jahre weltweite Jesuitenmission

„Ich habe mir soeben die rechte Hand abgeschnitten“, soll Papst Klemens XIV. gesagt haben, als er am 27. Juli 1773 den Beschluss zur Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnet hatte. Unter dem hasserfüllten Druck der politischen Mächte in Portugal, Frankreich, Spanien und teilweise in Italien verkündete er in einem Breve: So „heben wir die genannte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus und schaffen sie ab.“ Die mobile apostolische Eingreiftruppe, die Ignatius von Loyola dem Papst zur Verfügung gestellt hatte, existierte nicht mehr.

Betroffen von der Aufhebung waren rund 22.500 Jesuiten, die sich auf 39 Provinzen des Ordens in Europa, Amerika und Asien verteilten. 679 Kollegien bzw. Gymnasien, 176 Priesterseminare, 335 Seelsorgsniederlassungen und 273 Missionsstationen waren verloren. Der letzte Generalobere des Ordens, P. Lorenzo Ricci, wurde als Gefangener des Vatikans in die Engelsburg gebracht und starb dort zwei Jahre nach dem Untergang des Ordens.

Überleben in Russland

Am schwersten traf die Ausschaltung der Jesuiten das weltweite Missionswerk der Kirche. Es konnte zwar stellenweise durch andere Orden oder Missionsgesellschaften weitergeführt werden, aber deren Kräfte waren zu gering. Eine Generation später lagen die meisten missionarischen Unternehmungen des Ordens in Trümmern: von den Indianerreduktionen in Paraguay bis zum Kaiserhof in Peking.

Zugleich wuchs ein Pflänzchen der Hoffnung. Die Aufhebung des Ordens war eine kirchenrechtliche Maßnahme. Ihre Wirkung trat nur dort ein, wo sie rechtsgültig verkündet wurde. Seltsam genug – aber die russische Zarin Katharina II. verhinderte diese Verkündung, weil sie die Jesuiten für ihre Schulen in den neu erworbenen Gebieten Weißrusslands brauchte. So wurde Polozk, die alte Hauptstadt Weißrusslands, zum Zentrum der überlebenden Jesuiten in Russland. Diese wählten dort unter stillschweigender Duldung oder auch offener Zustimmung Roms nacheinander fünf Generalobere des Ordens für Russland. Gegen Ende der Verbannung wirkten dort rund 350 Jesuiten.

Damit hatte der Orden eigentlich die Kräfte, nicht nur seelsorgerlich und erzieherisch unter den Katholiken zu wirken, sondern auch die missionarische Tradition des Ordens wieder zu beleben. In den Weiten Russlands, wo es genug Gelegenheiten gegeben hätte, war das aus politischen Gründen nicht möglich. Eine Anfrage aus China von ehemaligen Jesuiten schien dort eine Tür zu öffnen. Man bat sogar um Jesuiten mit mathematischen und astronomischen Kenntnissen für eine mögliche Weiterführung der Arbeit am Pekinger Kaiserhof. Dreimal stellte der russische Generalobere eine kleine Gruppe von Jesuiten zusammen, die sich auf den Weg nach Peking machten. Sie kamen nicht über London und Lissabon hinaus. Die diplomatischen Verwicklungen zwischen den betroffenen Staaten und sogar mit der Missionskongregation im Vatikan waren zu groß. Die Mission musste schließlich aufgegeben werden.

Weltweiter Neubeginn

Die Zeit der verbotenen Jesuiten war eine schreckliche Zeit in Europa. Es sei nur erinnert an die Gewalttaten der Französischen Revolution, die Verwüstungen durch die napoleonischen Kriege, die Plünderung der Kirchengüter durch die Säkularisation, den Untergang des „Heiligen Römischen Reiches“ und schließlich sogar die Abführung von zwei Päpsten in die französische Gefangenschaft.

Zunehmend wurde man sich bewusst, welcher großer Schaden für Kirche und Gesellschaft die Abschaffung des Jesuitenordens war. Papst Pius VII. hatte während seiner Gefangenschaft in Fontainebleau Zeit, auch darüber nachzudenken. Schon zu Beginn seines Pontifikats bezeichnete er in einem Brief an Karl IV. von Spanien die Wiedererweckung der Gesellschaft Jesu als eine der drängendsten Angelegenheiten seines Pontifikats, „von der die schnellste Abhilfe für die Nöte der Zeit abhängt“. Sobald ihn die Alliierten aus der französischen Gefangenschaft befreit hatten, stellte er den Orden am 7. August 1814 durch eine feierliche Bulle wieder her.

Die Begeisterung im Volk war groß. Die wenigen ehemaligen Jesuiten kehrten zurück. Ganze Gruppen von Priestern, die Ersatzgemeinschaften gebildet hatten, schlossen sich an. Zahlreiche junge Männer baten um Aufnahme. Die Ordensleitung – seit 1820 wieder in Rom – sah ihre erste Aufgabe darin, die zerstörten Seelsorgestellen, Schulen, Ausbildungsstätten in Europa wieder aufzubauen, auch als „Heimatbasis“ für einen neuen missionarischen Aufbruch über Europa hinaus.

Die klassischen Missionsgebiete der „alten“ Gesellschaft Jesu waren in Asien Indien, China und Japan – alle vom hl. Franz Xaver begründet –, sowie Paraguay in Südamerika und einige Gebiete in Afrika. Die Rückkehr der „neuen“ Gesellschaft Jesu in ihre alten Missionen macht beispielhaft deutlich, was in den letzten 200 Jahren gewachsen ist.

Indien

In Indien war es die Maduramission. Die ärmsten Bevölkerungsschichten an der Koromandelküste im Südosten und der Fischerküste im Südwesten waren für den christlichen Glauben gewonnen worden. Daneben gab es die Mission unter den höheren Kasten bei äußerer Anpassung an ihre soziale Ordnung. In Madura begann 1836 auch die erste Mission der „neuen“ Gesellschaft Jesu.

Es waren französische Missionare, die dort völlig zerrüttete Gemeinden vorfanden. Ihr Programm war Wiederaufbau der Gemeinden, Fortführung der kulturellen Begegnung, Bezeugung des Evangeliums in ihrer hinduistischen Umgebung, sowie Ausbildung einheimischer Jesuiten und Diözesanpriester.

Das Hauptproblem der Maduramission im heutigen Tamilnadu war die Sozialordnung des Kastensystems, das die Armen ausschloss und diskriminierte. Die Methode der alten Mission unter dem italienischen Jesuiten de Nobili, der als Sanyasi auftrat und eigene Missionare für die höheren Kasten einsetzte, führte zwar Angehörige dieser Kasten der Kirche zu, aber die Hoffnung, dass das Kastensystem durch den gemeinsamen Glauben überwunden würde, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, die Kastendiskriminierung wurde so auch in die Kirche eingeführt.

Letztlich wurde das Problem erst im 20. Jahrhundert durch die wachsende Zahl indischer Jesuiten, die eine neue Madurai-Ordensprovinz bildeten, energisch angegangen. Sie schufen eigene Missionen für die Dalits – der neue Name für die Kastenlosen –, um sie aus ihrem miserablen Zustand zu befreien.

Ein anderes Zentrum der neuen Jesuitenmission in Indien war das Bergland von Chota Nagpur. Belgische Missionare nahmen sich dort der vernachlässigten und ebenfalls diskriminierten Ur- oder Stammesbevölkerung Indiens an. Unter der Führung von Constantin Lievens SJ kämpften sie für die Durchsetzung ihrer Rechte, die ihnen in Britisch-Indien zustanden. Heute würde man das „Advocacy“ nennen. Der Einsatz für ihre Befreiung war so erfolgreich, dass große Teile der Ureinwohner auch den christlichen Glauben annahmen. Bis heute ist der Einsatz für die Dalits und für die Tribals, wie die Stämme der Ureinwohner auch heißen, ein wesentliches Kennzeichen der Mission der indischen Jesuiten.

Weitere Tätigkeitsfelder der indischen Mission waren der Aufbau eines weit verzweigten Schulwesens bis hin zu Universitätskollegien, die Gründung eigener philosophisch-theologischer Hochschulen, das Studium des Hinduismus, die Erarbeitung einer indischen Theologie, der Beginn des interreligiösen Dialoges.

In Indien bekamen auch die deutschen Jesuiten ein eigenes Missionsgebiet. 1854 wurde ihnen auf Vorschlag des Schweizer Kapuzinerbischofs Anastasius Hartmann die Mission in Bombay und Pune übertragen – insofern ein schwieriges Missionsgebiet, weil dort in besonderer Weise die Auseinandersetzungen zwischen den Missionaren der unter portugiesischem Patronat stehenden Diözese Goa und den Missionaren unter der Autorität der römischen Missionskongregation mit ihren Apostolischen Vikaren tobten. Es gelang trotzdem, eine „normale“ Mission mit Pfarreien, Missionsstationen, Schulen, sogar mit einem Universitätskolleg in Bombay aufzubauen. Im Ersten Weltkrieg wurden die meisten deutschen Missionare von der britischen Kolonialregierung interniert und ausgewiesen. 1921 übernahmen spanische Jesuiten die Bombay-Mission, der Oberdeutschen Provinz der Jesuiten verblieb die Mission in Pune. Am vergangenen 4. Januar feierten die indischen Jesuiten der Pune-Provinz das 160jährige Jubiläum der Ankunft deutscher Missionare mit einem herzlichen Dank für ihre mühevollen Aufbauarbeit.

China

Das zweite große Missionsgebiet der alten Gesellschaft Jesu war China, vor dessen Toren der hl. Franz Xaver gestorben ist. Die chinesische Mission hatte ein doppeltes Gesicht. Sie bemühte sich um die führende Schicht der konfuzianischen Gelehrten und Beamten bis hinein ins Kaiserhaus und versuchte dann, unter ihrem Schutz das einfache Volk zu gewinnen.

Die Initiative für die Rückkehr der Jesuiten nach China ging von chinesischen Christen aus. In Bittschreiben aus Peking, Nanking und anderen Orten baten sie die Ordensleitung in Rom um die Entsendung möglichst vieler Jesuiten, die die alte Mission wieder aufnehmen konnten. In einem Antwortschreiben entfuhr dem Ordensgeneral Pater Roothaan einmal der Ausruf: „O China, o China! Du bist das Land, für das die Gesellschaft Jesu mehr Opfer gebracht, mehr Bitterkeit und weniger Trost

gekostet hat als für irgendein anderes Land! Wirst du immer so bleiben?“ Er spielte damit auf den Ritenstreit an, der mit dem Verbot der konfuzianischen Riten durch den Papst und die Abkehr des Kaisers von den Jesuiten endete.

Mit der Entsendung von drei französischen Jesuiten 1842 nach Kiangnan (heute Nanjing) begann die neue Chinamission des wieder erstandenen Jesuitenordens. Es war die Stadt, in der sich schon Matteo Ricci SJ, der Begründer der alten Chinamission der Jesuiten, auf seinem Weg zum Kaiserhof niedergelassen und sein Buch über die Freundschaft geschrieben hatte. In diesem Gebiet fingen die drei Neuankömmlinge an, verlassene Christengemeinden zu besuchen und wieder aufzurichten. Fünf Jahre später arbeiteten bereits 27 Jesuiten in dieser Mission.

Die Mission erwies sich bald als schwieriges Unternehmen. Sie fand in einem Land statt, das rundherum bedroht war. England führte Krieg, um die Opiumeinfuhr aus Indien nach China durchzusetzen. Die europäischen Großmächte und die Vereinigten Staaten erzwangen mit Gewalt die Öffnung Chinas für ihre Handelsgesellschaften. Durch aufgezwungene Verträge mussten die Chinesen fünf Häfen öffnen, in den Hafenstädten Gebiete als Enklaven, in denen sie nichts mehr zu sagen hatten, an die auswärtigen Mächte abtreten und das Schutzrecht dieser Mächte über ihre eigenen Bürger in ganz China anerkennen. Frankreich verlangte mit großer Arroganz dieses Recht auch für seine Missionare, das dann so ausgeweitet wurde, dass schließlich alle katholischen Missionare und Missionen unter dem besonderen Schutz Frankreichs standen. Die Gegenreaktion in China war ein wachsender Fremdenhass, der sich immer wieder auch gegen Missionare und ihre Christen Luft machte.

In diesem Klima entschieden sich die Jesuiten von Kiangnan, an einem zentralen Ort einen eigenen Stützpunkt zu gründen. Sie entschieden sich für den Flecken Zikawei, etwa acht Kilometer südwestlich von Shanghai, wo sich das Grab des großen katholischen Gelehrten und Staatsmannes Paul Hsü Kuang-ch'i (heute Xu Guangqi) befand. Er war ein Freund Matteo Riccis und zu Beginn der ersten Jesuitenmission in China getauft worden.

Diese Gründung war der bescheidene Anfang des missionarischen Zentrums der Jesuiten in Shanghai, das nach seiner vollen Entwicklung einen Gebäudekomplex mit rund 100 Gebäuden umfasste. Es waren neben der Kathedrale des 1933 errichteten Apostolischen Vikariats (1946 Diözese) mit einem Jesuitenbischof das Priesterseminar, mehrere Schulen, die berühmte Aurora Universität, eine große Waisenanstalt mit angeschlossenen Kunstwerkstätten, wo in den 52 Jahren ihres Bestehens fast 4000 junge Chinesen ausgebildet wurden, ferner ein naturkundliches Museum – das erste in China überhaupt –, ein astronomisches Observatorium, eine für die Seefahrt in Ostasien bedeutsame Wetterwarte, schließlich eine Druckerei auch mit vielen wissenschaftlichen Publikationen. Das alte Zikawei ist heute ein Stadtviertel von Shanghai (Xujiahui) und eine U-Bahnstation. In einem Teil des ehemaligen Waisenhauses ist seit 2010 das T'ou-Se-We Museum untergebracht, das in vielen Exponaten das fast 100-jährige Wirken der Jesuiten in Shanghai darstellt. Eine Tafel erklärt: „Es förderte die Entwicklung der modernen Kultur von Shanghai.“

Auf Anraten eines kaiserlichen Mandarins hatten die Jesuiten in Zikawei noch einmal eine Gruppe von Jesuiten mit mathematischen und astronomischen Kenntnissen zusammengestellt und schickten

sie im Oktober 1848 auf den Weg nach Peking. Sie sollten dort Vorbereitungen treffen, um die Arbeit der alten Jesuitenmission am Kaiserhof wieder aufnehmen. Doch auf der Flussfahrt nach Peking wurden sie überfallen und völlig ausgeplündert. Schließlich lehnte auch der für Peking zuständige Bischof Mouly, Apostolischer Vikar der Mongolei, den Plan ab, da er in den schwierigen Verhältnisse in Peking nicht mehr durchführbar sei. Das war das definitive Ende der berühmten Jesuitenmission im Dienst der chinesischen Kaiser. Das Kaisertum selbst verfiel in den folgenden Jahren immer mehr. Der letzte chinesische Kaiser dankte 1912 ab und endete schließlich nach kommunistischer Gehirnwäsche als Gärtner in Peking.

Die chinesische kommunistische Partei war 1921 auch in Shanghai gegründet worden. Nach der Machtergreifung 1949 in China löschte sie, vor allem in der sogenannten Kulturrevolution, alles religiöse und kirchliche Leben aus. Die ausländischen Jesuiten wurden wie alle Missionare vertrieben, die chinesischen der Gehirnwäsche unterworfen, die Institutionen in Shanghai vom Staat übernommen, der Jesuitenorden in ganz China zusammen mit allen anderen Orden – wieder einmal – verboten.

Heute sind die Jesuiten mit ihren Kirchen und Schulen nur noch in Hongkong und Macau und natürlich vor allem in Taiwan tätig. In der Volksrepublik China wächst in der Verborgenheit auch eine neue Jesuitengeneration heran. Der Sitz der chinesischen Ordensprovinz ist heute in Macao. In Shanghai wirkten bis vor kurzem auch noch zwei Jesuitenbischöfe, der sog. „patriotische“ Bischof Jin Luxian, der sich gegen das Kirchenrecht wählten und ohne Zustimmung des Papstes weihen ließ, dann aber in geheimer Übereinstimmung mit Rom die Diözese Shanghai wieder zum Leben erweckte. Der zweite Jesuitenbischof, Fan Zhongliang, leitete die unterdrückte Shanghaier Kirche im Untergrund. Beide waren in der Mao-Zeit selbst im Gefängnis und Arbeitslager und sind 2013 bzw. 2014 in hohem Alter gestorben.

Japan

Mit der Gründung der neuen Jesuitenmission in China war aufs Engste der Plan verbunden, den Orden auch wieder nach Japan zu führen. Kaum 50 Jahre nach Begründung der Kirche durch den hl. Franz Xaver (1549-1551) zählte man in Japan rund 200.000 Christen. Man machte sich schon Hoffnungen auf ein christliches Japan, als die Verfolgungen durch eine misstrauisch gewordene Staatsmacht begannen. In den folgenden 50 Jahren wurde die Kirche fast völlig ausgelöscht. Der letzte Jesuit starb 1662 im Gefängnis. Japan schloss sich hermetisch von der Außenwelt ab.

Erst 200 Jahre später, Mitte des 19. Jahrhunderts, begann sich das Land auf Druck europäischer Mächte und Amerikas wieder zu öffnen. Damit schien der Plan aufzugehen, von der neu gegründeten Chinamission aus auch Missionare nach Japan zu schicken. Der Jesuitengeneral P. Roothaan in Rom machte der vatikanischen Missionskongregation entsprechende Angebote. Doch diese zog die Missionare des Pariser Missionsseminars vor. Erst Papst Pius X. beauftragte die Jesuiten 1906, in Tokyo ein Institut für höhere Bildung zu gründen und die Kirche damit auch im kulturellen und akademischen Milieu Japans präsent zu machen. So kamen 1908 die ersten Jesuiten wieder nach Japan. Die Gründung einer staatlich anerkannten Privatuniversität unter dem Namen Jochi Daigaku (übersetzt:

Sophia Hochschule) erfolgte schließlich 1913. Sie entwickelte sich zu einer der angesehensten Privatuniversitäten Japans. 100 Jahre später, im Jubiläumsjahr 2013, waren 12.832 Studierende eingeschrieben: 7001 Studentinnen und 5381 Studenten. 85 Prozent der Dozenten in Vollzeit sind Japaner und Japanerinnen. Die Übrigen kommen aus rund 20 Ländern. Die Universität hat auf fünf Campus acht Fakultäten mit mehr als 20 Forschungsinstituten und -abteilungen. Sie unterhält Austauschprogramme mit 180 Hochschulen in 40 Ländern.

Ihr akademisches Niveau wird auch geprägt von ihren Publikationen: den Monumenta Nipponica, dem ersten Journal für Japanologie in einer westlichen Sprache, der Katholischen Enzyklopädie in japanischer Sprache, die zurzeit digitalisiert wird, und der Reihe Kirishitan Bunko, die der Erforschung des „Christlichen Jahrhunderts“ (ca. 1549-1650) in Japan gewidmet ist. International anerkannt ist auch das Ausgrabungs- und Forschungsprojekt der Universität in Angkor Wat in Kambodscha.

Mit ihrem Motto „Menschen für andere, mit anderen“ ist die Sophia Universität ein bevorzugter Ort internationaler ethischer Hochschulerziehung auf christlicher Basis sowie der Auseinandersetzung mit den Problemen des modernen Japan im Rahmen der Globalisierung. Auch die Begegnung mit dem Zen-Buddhismus und die Einführung der Zenmeditation in die christliche Spiritualität haben hier begonnen. Zu nennen sind da vor allem die Bemühungen der Patres Dumoulin, Enomiya-Lassalle und Riesenhuber. Die christliche Deutung des Altwerdens und des Todes durch den inzwischen emeritierten deutschen Jesuitendozenten Alfons Deeken hat viele Japaner aus dem buddhistischen Umfeld und der Hospizbewegung für das Christentum gewonnen. Auch die sehr persönliche Betreuung der Studierenden während des Studiums wie auch in den Studentenheimen und dem Catholic Centre haben zu bleibender Verbundenheit mit dem Orden und der Kirche geführt. So ist die Sophia Universität auch eine wichtige Stütze des Christentums in Japan geworden.

Ein besonderes Merkmal der Universität sind ihre Beziehungen zu Deutschland. Gegründet als internationales Unternehmen des Ordens wurde sie 1921 zur personellen und finanziellen Entwicklung der Niederdeutschen Provinz des Ordens mit Sitz in Köln anvertraut. Der Gründungsrektor und zwei weitere Rektoren waren deutsche Jesuiten. Seit ihrem Bestehen haben über 70 deutschsprachige Jesuiten als akademische Lehrer und Verwaltungskräfte gewirkt. Die deutsche Bundesregierung unter Konrad Adenauer hat ihren Aufbau unterstützt. Finanzielle Hilfe kommt seit Kardinal Frings auch von der Erzdiözese Köln. So wurde die Sophia Universität fast selbstverständlich in den fünfziger Jahren auch Anlauf- und Auskunftsstelle, als die deutsche Politik und Wirtschaft nach dem Krieg wieder Kontakt zu Japan suchte.

Ein zweites relativ spätes Missionsfeld des wiederhergestellten Jesuitenordens in Japan war das Apostolischen Vikariat und spätere Bistum Hiroshima, das ebenfalls 1921 der Niederdeutschen Provinz anvertraut wurde. Die ersten beiden Bischöfe waren deutsche Jesuiten, später japanische Diözesanpriester. Die missionarische Tätigkeit der Jesuiten bestand im Aufbau von Pfarreien, Schulen, karitativen Einrichtungen sowie in der Weckung und Ausbildung japanischer Priester- und Ordensberufe. Einige der Jesuiten, unter anderem auch der spätere Generaloberer des Ordens, Pater Pedro Arrupe,

erlebten dort den Abwurf der ersten Atombombe. Sie kamen den Opfern, zum Teil selbst schwer verletzt, sofort zu Hilfe. Heute zählt das Bistum Hiroshima rund 20.000 Katholiken.

Ein besonderes Unternehmen in Hiroshima war die Gründung der Elisabeth Musik-Universität. 1947 von dem belgischen Jesuiten Ernst Goossens als einfache Musikschule in den Trümmern einer völlig orientierungslosen Stadt gegründet, sollte sie den jungen Leuten durch Kunst und Musik eine Hilfe auf ihrer Suche nach Schönheit und Wahrheit sein. 1963 staatlich anerkannt als Elisabeth Musik-Universität – Elisabeth ist der Name der damaligen belgischen Königin – hat sie heute eine Graduierten- und eine Doktorandenabteilung mit insgesamt 29 hauptamtlichen Dozenten und 350 Studierenden.

Erwähnenswert ist noch das 1962 errichtete Denkmal mit Museum zum Andenken an die ersten 26 christlichen Märtyrer, darunter auch drei Jesuiten, die am 5. Februar 1597 auf einem Hügel in Nagasaki gekreuzigt wurden. Sie waren die ersten in einer Reihe immer grausamerer Verfolgungen. Das Denkmal steht am Ort der Hinrichtung.

Das Ergebnis der neuen Jesuitenmission in Japan ist vielfältig. Die jetzt selbstständige japanische Jesuitenprovinz unterhält zwei Universitäten, vier Gymnasien, zahlreiche Kirchen, drei Sozialzentren, vier Exerzitienhäuser, ein Museum und zwei Ausbildungsstätten für künftige Jesuiten. Insgesamt gehören zur japanischen Ordensprovinz rund 200 Jesuiten.

Paraguay

Das letzte große Missionsgebiet, in dem der Orden vor der Unterdrückung wirkte, ist Paraguay, das damals den ganzen Süden Südamerikas außer Chile umfasste. Es war ein außergewöhnliches Unternehmen, das die Indianer in sogenannten Reduktionen sammelte. Sie waren Glaubensgemeinschaften mit einer christlich geprägten Gesellschaftsordnung und einer aus indianischen und europäischen Elementen zusammenwachsenden Kultur. Sie fand vor allem in der Architektur und in der Musik ihren Ausdruck.

Den spanischen und portugiesischen Kolonialherren war der wachsende Erfolg dieses „Jesuitenstaates“ in ihrem Kolonialstaat ein Dorn im Auge. Auseinandersetzungen um einen Gebietsaustausch zwischen Paraguay und Brasilien, der auch die Reduktionen betraf, führten zu einer wachsenden Feindschaft. Sie traf vor allem die Jesuiten. 1767 wurden sie aus allen spanischen Ländern und Kolonien vertrieben. Die Reduktionen verfielen oder wurden zerstört. Übrig blieben nur noch Ruinen.

Nach der Wiederherstellung des Ordens versuchten die Jesuiten auch in ihre südamerikanischen Indianermissionen in Argentinien, Bolivien, Paraguay und Brasilien zurückzukehren. 1836 kamen die ersten spanischen Jesuiten nach Argentinien, 1841 nach Uruguay, 1843 nach Paraguay. Es war nach den Unabhängigkeitskriegen, mit einer völlig veränderten Situation in den neuen Nationalstaaten. Die alte Mission unter den Indianern wieder aufzunehmen, wurde den Jesuiten von den neuen Machthabern verwehrt. Als sie Präsident López von Paraguay erklärten, sie wollten wieder ‚Reduktionen‘ für die Indianer errichten, antwortete dieser, das wünsche er sehr, denn was die Indios

betreffe: „entweder ‚reduzieren‘ wir sie oder wir bringen sie um“. Auch ihr seelsorgliches und erzieherisches Wirken wurde eingeschränkt. Zum Teil mussten sie das Land wieder verlassen.

Erst spätere Jesuitengenerationen konnten in Lateinamerika wieder Wurzeln schlagen. Sie waren dann auch wesentlich beteiligt an der Umkehr der lateinamerikanischen Kirche, die in den großen Bischofsversammlungen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in der befreiungstheologischen Option für die Armen ihren Ausdruck fand. Die vierte Generalversammlung 1992 in Santo Domingo erweiterte diese Option auf die indigene – indianische und afroamerikanische – Bevölkerung Lateinamerikas, würdigte die Volksreligiosität und forderte eine „inkulturierte Evangelisierung“. Damit war auch der Wunsch der in ihre alten Missionsgebiete zurückgekehrten Jesuiten auf neue, ganz andere kontinentale Weise erfüllt.

Nachzutragen ist noch, dass ab den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts Kirchenbauten und andere Kunstwerke der alten Reduktionen vor dem totalen Verfall gerettet wurden: in Bolivien durch den Schweizer Architekten Hans Roth, in Paraguay durch die Stiftung Paracuaria, zu der auch die Jesuitenmission in Nürnberg beigetragen hat. Ziel dieser Restaurierungen war es, den Nachfahren der Indianer ihr großes Erbe wieder ins Bewusstsein zu bringen. Auch Noten der alten indianischen Musikstücke wurden wieder aufgefunden. Mit dem Programm „Sonidos de la Tierra“ wurden in den alten indianischen Dörfern neue Musikschulen gegründet, die mit Chören und Orchestern die Musik der Reduktionen wieder zur Aufführung bringen. Auf Einladung der Nürnberger Jesuitenmission haben sie auch schon Konzertreisen in Europa durchgeführt. Auch das ist eine Art, die Indianermission von Paraguay wieder lebendig werden zu lassen.

Afrika

Die Mission in Afrika begann im 15. Jahrhundert an den Küsten des Kontinents, in den portugiesischen Stationen auf dem Seeweg nach Indien. So hat auch der hl. Franz Xaver schon afrikanischen Boden betreten. Im Inneren Afrikas waren es drei „Königreiche“, in denen Jesuitenmissionare der ersten Generation Fuß fassen konnten: das Reich des Negus in Äthiopien, das Reich des Manikongo im südwestlichen Afrika und das Reich des Monomotapa am Sambesi im Südosten des Kontinents. Nach derselben Methode wie in Asien versuchte man, von oben, vom König her das Volk zu gewinnen. Nach anfänglichen Erfolgen sind jedoch alle drei Experimente schon vor der Aufhebung des Ordens gescheitert. Später gingen auch die drei afrikanischen Königreiche unter.

Erst im 19. Jahrhundert gelang den Missionaren der wieder begründeten Gesellschaft Jesu der Durchbruch ins Innere Afrikas. Die erste missionarische Expedition begann 1879 in der britischen Kapkolonie Südafrikas. Ziel war die Rückkehr an den Sambesi. Eine international zusammengesetzte Gruppe von elf Jesuiten machte sich mit vier Planwagen, die von 64 Ochsen – je acht Paar pro Wagen – gezogen wurden, auf den fast 2000 km langen Weg zum Sambesi-Fluss. Nach viereinhalb Monaten erreichten sie Bulawayo, den Sitz des Matabelefürsten Lobengula, von dem sie Land für eine erste Missionsstation bekamen. Die weiteren Fahrten zu den Stämmen am Sambesi waren mit unvorstellbaren Strapazen verbunden. In den ersten Niederlassungen starben vier Jesuiten am „Fieber“, zwei Deutsche, ein Österreicher und ein Engländer. Von den nachrückenden Missionaren starben bis 1885

15 weitere Jesuiten. Sechs Jahre nach der ersten Ankunft waren also schon 19 Missionare tot. Das war der verlustreiche Beginn der neuen Jesuitenmission im heutigen Simbabwe. Das riesige Missionsgebiet – später Süd- und Nordrhodesien – wurde nach dem internationalen Beginn den englischen Jesuiten anvertraut. Auch deutsche Jesuiten arbeiteten zunehmend in dieser „Schicksals- und Todesmission“, wie man sie schon genannt hat, mit. Aber erst 1958 erhielten sie ein eigenes Missionsgebiet, die sog. Sinoiamission, die der ostdeutschen Jesuitenprovinz anvertraut wurde. Es war der nördliche Teil der inzwischen errichteten Diözese Salisbury und reichte an der Südseite des Sambesi vom Karibastaudamm bis Mosambik, ein Gebiet so groß wie Belgien und Holland zusammen und nur wenig erschlossen.

Die deutschen Jesuiten entwickelten das Gebiet mit Missionsstationen, Schulen, Krankenhäusern, Werkstätten und Ackerbau. Sie gründeten Gemeinden, förderten einheimische Priester- und Ordensberufe. Unverzichtbare Helfer bei der Missionsarbeit waren die zahlreichen Katechisten. Gesellschaftlich setzten sie sich gegen das Smith-Regime für die Unabhängigkeit Simbabwes ein. Die bischöfliche Kommission für Gerechtigkeit und Frieden, die von P. Dieter Scholz SJ, dem späteren Bischof von Chinhoyi, geleitet wurde, veröffentlichte drei Dokumentationen über die Menschenrechtsverletzungen der rhodesischen Armee an der schwarzen Bevölkerung, zum Teil auch schon über die Gewalttaten der Guerillas.

Im Unabhängigkeitskrieg töteten diese neben anderen Missionaren und Missionsschwestern auch drei deutsche Jesuiten. Missionsschulen wurden behindert und mussten geschlossen werden. Es war für die ganze Kirche eine schwierige Zeit. Nach der Befreiung vom Kolonialregime bildete der Guerillaführer Robert Mugabe, der an katholischen Schulen erzogen worden war, die Regierung und hatte mit der erklärten Bereitschaft zur Versöhnung und einem guten Programm zur Entwicklung des Landes einen guten Start. Doch die anfängliche Begeisterung, auch bei den Missionaren, schlug in Kritik und Ablehnung um, als er begann, sich zum machtbesessenen Diktator zu entwickeln und das Land zu ruinieren. Seine Macht war aus der Gewalt entstanden. Die Gewalt setzte sich in der Macht durch. Die Kritik von Mission und Kirche am Gewaltregime von Mugabe fand und findet neben den Erklärungen der Bischöfe vor allem durch eine energische, aber kluge Presse- und Medienarbeit statt.

Heute hat Simbabwe eine selbstständige Jesuitenprovinz mit 120 einheimischen, deutschen und englischen Jesuiten. Die Hauptstadt Harare beherbergt das Arrupe College, die Philosophische Hochschule für junge Jesuiten in der Ausbildung aus dem ganzen englischsprachigen Afrika. Das Silveira House, das soziale Schulungszentrum in Harare, erinnert interessanter Weise an den ersten Missionsversuch der Jesuiten am Sambesi. Es trägt den Namen des portugiesischen Jesuiten Gonsalvo da Silveira, der 1561 den Monomotapakönig getauft hatte und dann auf Betreiben arabischer Händler umgebracht wurde.

Mission in allen Kontinenten

Die Berichte über die Rückkehr der „neuen“ Gesellschaft Jesu in ihre alten Missionsgebiete sind natürlich nur ein Teil ihrer Missionsgeschichte in den letzten 200 Jahren. Berichtet werden müsste noch über Australien, die Philippinen und die ozeanische Inselwelt, über Vietnam und Korea, über Kam-

bodscha, Thailand und Birma/Myanmar, über Ceylon/Sri Lanka, Pakistan und Nepal, über die Länder des Nahen Ostens, die Indianermissionen in Nordamerika und Kanada, und natürlich auch über die übrigen Länder Afrikas. Auch Länder übergreifende Initiativen hat der Orden begonnen, so den Internationalen Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS), der heute mit rund 1.200 Mitarbeitern in über 50 Ländern arbeitet. Er begleitet und unterstützt Flüchtlinge und Migranten und tritt für ihre Rechte ein. In Afrika wurde das Netzwerk der Jesuiten zur Bekämpfung der Krankheit Aids und zur Hilfe für die Betroffenen gegründet (AJAN).

Ein Kennzeichen dieser 200 Jahre Jesuitenmission seit der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu ist in allen Kontinenten die wachsende Zahl einheimischer Jesuiten und ihre Organisation in selbstständigen Provinzen. Ausländische Jesuiten sind heute Mitarbeiter der Jesuiten vor Ort. Eine Statistik vom 1. Januar 2014 zeigt folgendes Bild: Afrika hat acht Provinzen mit 1514 Jesuiten, Asien 27 Provinzen mit 5637 Jesuiten, davon 17 Provinzen mit 3921 Jesuiten allein in Indien, in Lateinamerika sind es 15 Provinzen mit 2394 Jesuiten. Im Vergleich dazu: Deutschland hat eine Provinz mit 371 Jesuiten.

Natürlich sind alle diese Erfolge nicht auf jesuitischem Boden allein gewachsen. Zahlreiche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen haben dazu beigetragen, allen voran die Ordensschwwestern aus vielen Kongregationen, dann Mitbrüder aus anderen Orden, Katechisten und Laienmitarbeiter, auch die Freunde und Freundinnen des Ordens, die die Arbeit finanziell unterstützt haben. Es war auch keine geradlinige Entwicklung. Es gab Fehleinschätzungen und Rückschläge, es gab Widerstände, Anfeindungen, Todesopfer und Märtyrer.

Die schönste Frucht dieser 200 Jahre ist in Argentinien gewachsen: Erzbischof Jorge Bergoglio von Buenos Aires, seit 13. März 2013 Papst Franziskus, der erste Papst aus Lateinamerika und zugleich der erste Papst aus dem Jesuitenorden. Am letzten Namensfest des Ordens, dem 2. Januar 2014, hat er mit den römischen Jesuiten in der Kirche Il Gesù die Eucharistie gefeiert und in der Predigt seinen Jesuiten gesagt: „Als Sünder können wir uns fragen, ob unser Herz die Unruhe der Suche bewahrt hat oder ob es im Gegenteil geschrumpft ist. Ein Herz, das sich nicht schlafen legt, das sich nicht in sich selber abschließt, sondern im Rhythmus gemeinsam zu gehender Wege mit allen Gläubigen schlägt. Nur diese Unruhe gibt dem Herzen eines Jesuiten Frieden... Ohne Unruhe sind wir steril.“ Wenn die Jesuiten am 7. August 2014 weltweit die Wiederherstellung ihres Ordens feiern, wäre dieses Wort ihres Papstes die beste Wegweisung in die Zukunft.

*P. Dr. Ludwig Wiedenmann SJ
Missionswissenschaftler und
Mitarbeiter der Jesuitenmission*